

Gualingas Grenzen

Hannes Krakolinig

© 2017 Hannes Krakolinig

Autor: Hannes Krakolinig

Fotos: Amazon5000, Timo Gualinga, Hannes Krakolinig

Verlag: Buchschmiede von Dataform Media GmbH,
Wien

ISBN: 978-3-99057-778-3 (Paperback)

ISBN: 978-3-99057-779-0 (Hardcover)

ISBN: 978-3-99057-780-6 (e-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für
Papa
und
Tante Gerda

Vorwort des Autors

Am Tag meiner Diplomverleihung an der Pädagogischen Hochschule Kärnten erhielt ich ein Jobangebot einer Privatschule in Quito, der Hauptstadt Ecuadors. Mir wurde vorgeschlagen, dort für zwei Jahre als Biologie- und Deutschlehrer tätig zu werden. Spanisch konnte ich bereits, weil ich vor Antritt meines Studiums in Mexiko und Guatemala unter anderem als Tellerwäscher, Strandverkäufer und Kellner gearbeitet hatte. Da ich ohnehin wieder zurück nach Lateinamerika wollte, nahm ich das Angebot an. Drei Monate später landete ich in der auf 2800 Metern Höhe gelegenen Hauptstadt, um dort für die folgenden zwei Jahre Deutsch, Biologie, Englisch und Naturwissenschaften zu unterrichten. Mein Leben in Ecuador unterschied sich allerdings - vor allem durch mein berufliches Umfeld - sehr von den Erfahrungen, die ich Jahre zuvor in Mexiko machen durfte, war ich doch in Quito als Lehrer für

Kinder der gehobenen Klasse tätig, einer Sozialschicht, mit der ich in meiner Zeit in Mittelamerika als Hilfsarbeiter und Straßenverkäufer nur äußerst selten in Kontakt gekommen war. Die Umstellung fiel mir ein wenig schwer und ich musste schon bald feststellen, dass kulturelle Unterschiede zwischen sozialen Schichten doch bei Weitem schwerer wiegen, als zwischen verschiedenen Ländern.

Als mich eines Tages in meiner Funktion als Biologielehrer der Vater zweier Schülerinnen ansprach und vorschlug, mir das Regenwaldgebiet Ecuadors in der Provinz Napo zu zeigen, nahm ich die Einladung dankend an, um auch andere Teile und Völker des Landes kennenzulernen. Dieser kleine Schritt führte dazu, dass ich die folgenden acht Jahre im Amazonastiefland Ecuadors verbringen würde. Berührt von der Armut der Menschen in den Dschungeldörfern, starteten wir gemeinsam Freiwilligenprojekt, in dessen Rahmen Volontäre

aus der ganzen Welt in den Dorfschulen für Kost und Logis Englisch unterrichten sollten. Um mich selbst über Wasser halten zu können, eröffnete ich mit einem Freund ein Internetlokal und später ein Reisebüro. Wir weiteten auch unsere Sozialarbeit aus, indem wir jedes Jahr Zahnarztbrigaden aus Kanada in die Region brachten, die Kichwa-Indianer kostenlos behandelten. Regelmäßig machte ich Ausflüge in die umliegenden Dörfer, um mit Zahnbürsten, Seifen, Bleistiften oder Radiergummis für die Befriedigung kleiner Notwendigkeiten zu sorgen.

Eines Tages fuhr ich mit ein paar Kartons gefüllt mit Schulmaterialien nach San Pedro. In der Vorwoche war ich mit den kanadischen Zahnärzten dort gewesen und wir hatten zwei Tage mit dem Setzen von Plomben und Ziehen verfaulten Zähne verbracht. Nach getaner Arbeit hatte mich die Direktorin der Schule um Hefte, Bleistifte und einen Fußball gebeten und gerne wollte ich ihr

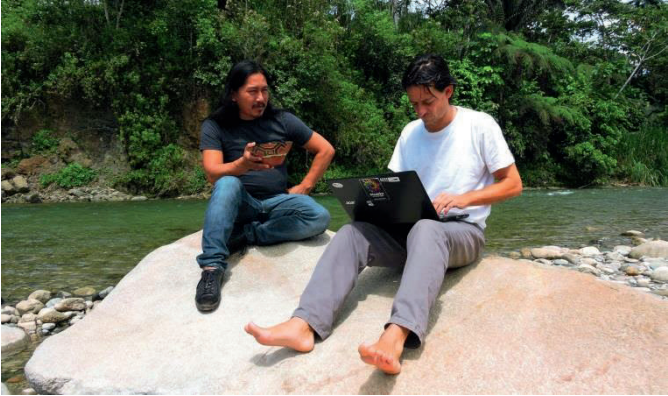
diesen Wunsch erfüllen. Als ich die Woche darauf wieder ins Dorf fuhr, um der Schule die kleinen Geschenke zu übergeben, sah ich dort einen langhaarigen Kichwa-Indianer vor der Klasse stehen, der den normalerweise auf Spanisch geführten Unterricht auf Kichwa, der lokalen Sprache, hielt. Obwohl die meisten Erwachsenen noch Kichwa beherrschen – vor allem, um mit ihren Eltern zu kommunizieren, die kaum Spanisch können – wird unter den Kindern und Jugendlichen nur noch wenig in der ursprünglichen Sprache der Region kommuniziert. Um nicht zu stören, ließ ich die Kartons noch am Pick-up und stellte mich unmerkelt ans glaslose Fenster, um auch ein paar Vokabeln aufzuschnappen und meinen eher mageren Wortschatz zu bereichern. Als schließlich die Schulglocke ertönte, zeigte ich mich den Schülern, die sofort in freudiger Erwartung der Bleistifte das Auto stürmten, während ich mich dem Lehrer vor-

stellte, der mir auch seinen Namen nannte: Timoteo Gualinga Santi.

Timo ist halb Kichwa und halb Shuar - eine weitere der zahlreichen Ethnien Ecuadors - arbeitet im Tourismus und setzt sich für die Kultur seiner Familie und Ahnen ein, indem er an den Dorfschulen Kichwa unterrichtet und von traditionellen Bräuchen erzählt, um so nicht nur zu verhindern, dass seine Sprache ausstirbt, sondern auch, um ein wenig Selbstwert und Stolz auf die vielfältige Kichwakultur unter den Kindern zu verbreiten.

Wir schlossen schnell Freundschaft und er erzählte mir von seiner Familie, seiner Vergangenheit und einem Abenteuer, das er im Vorjahr bestritten hatte. Ein Abenteuer, mit dem er sich einen Kindheitstraum erfüllte, das seine Wurzeln in ihm wieder aufleben ließ und das er mir in den folgenden Wochen während mehrerer Zusammentreffen detailliert schilderte, damit ich seine Kultur auch außerhalb Ecuadors zum Leben erwecken kann. Ich

möchte Ihnen dieses Abenteuer nun auf den folgenden Seiten erzählen.



Die Entstehung eines Romans



EINLEITUNG

Mein Name ist Timoteo Gualinga, ich bin drei- unddreißig Jahre alt und stamme aus Ecuador, einem für südamerikanische Verhältnisse eher kleinem Land, das zwischen Peru und Kolumbien liegt und in dem dreizehn offiziell anerkannte Ethnien leben. Im Amazonasteil Ecuadors wohnen größtenteils Kichwas, wie meine Familie und ich, aber auch Shuar, Huaroani, Achuar und viele mehr.

Am 19. Mai 2012 tat ich den ersten Schritt zu einem Abenteuer, das mein Leben verändern sollte: die Expedition Amazon5000, geleitet vom Israeli Mickey Grossmann, mit dem Ziel, Südamerika zu durchqueren, von Westen nach Osten, vom Pazifik zum Atlantik, und zwar zu Land oder auf Wasser, marschierend oder mit Kanus und Flößen. Ein Unternehmen, das die ganze Mannschaft samt unserem Leader Mickey und mich an die Grenzen unserer Fähigkeiten brachte, und uns in Situationen warf, in denen es tatsächlich einzig und allein ums

blanke Überleben ging. Situationen, auf die jedes Mitglied des Teams anders reagierte und freiwillig oder nicht, sein wahres Ich preisgeben musste.

Ich wurde als dritter Sohn einer indigenen Kichwafamilie in Sarayaku, einem kleinen Dorf von ca. 500 Einwohnern in der Nähe von Puyo, geboren und wuchs in einem noch kleineren benachbarten Dorf namens Jatun Molino auf. Mein Vater, ein religiöser Mann, der sich als Führer unserer Comunidad zwischen Politik und Religion bewegte und es sich zur Aufgabe gemacht hatte, das Dorf zum Christentum zu bekehren, erzog mich und meine sechs Geschwister mit Weitblick und Offenheit und war immer bemüht, uns all die Möglichkeiten zu bieten, die uns ein schönes Leben bereiten könnten. Er machte uns auch immer klar, wie wichtig ein abgeschlossenes Studium sei und lehrte uns, unsere Wurzeln und unsere Kultur zu respektieren und zu leben.

Auch meine Mutter, eine sehr charakterstarke und

strenge, aber zugleich liebevolle Frau, gab uns immer den für Kinder so wichtigen Rückhalt und zeigte mir von klein auf, in welcher Form man die praktischen Dinge des Lebens am besten regelt. Ich hatte also eine sehr glückliche Kindheit, doch da ich ein eher schüchterner Bub war, zog es mich weniger zu den oft wilden Spielen meiner Kameraden, sondern mehr zu meinen Großeltern, die mich lehrten, wie man Obst anpflanzt und erntet oder erfolgreich Fischfang betreibt. Am meisten jedoch gefielen mir die Geschichten, die mir meine Großmutter am Abend vor dem zu Bett gehen erzählte, Geschichten unserer Vorfahren aus einer Zeit, in der die Menschen noch ohne die heutigen Bequemlichkeiten auskommen mussten, einer Zeit, in der man eine mehrmonatige Reise in den Amazonas bis über die Grenzen nach Peru antreten musste, um sich so elementare Dinge, wie zum Beispiel Salz, zu besorgen. Auf diese Weise pflanzte meine Großmutter in mein erst fünfjäh-

riges Hirn eine Idee oder eine Obsession, nämlich den Wunsch, einmal den Amazonas zu durchqueren, um das wahre Leben in diesem wunderbaren und zugleich geheimnisvollen Regenwald kennenzulernen.

Als mein Vater sich intensiver mit Politik zu beschäftigen begann und mit Hilfe der Regierung Projekte zur Unterstützung von Kichwadörfern realisierte, zogen wir nach Tena, der Hauptstadt der Provinz Napo. In der Stadt verlor ich nun ein wenig den Bezug zum Urwald und konzentrierte mich mehr auf die Schule und sportliche Ertüchtigung, wurde nach intensivem Training im Gewichtheben Mitglied der ecuadorianischen Auswahl, und durfte mit nur 18 Jahren Kuba kennenlernen und dort mein Land vertreten, was eine außergewöhnliche Ehre für mich darstellte, vor allem in einer Zeit, in der das Reisen für uns noch nicht so üblich war, und schon gar nicht in so jungem Alter.

Nachdem ich erfolgreich das Gymnasium in Tena

abgeschlossen hatte, widmete ich mich ganztägig dem Gewichte stemmen, bis allerdings meine Träume von Weltmeisterschaften und Olympiaden drei Jahre später durch eine Meniskusverletzung begraben wurden. Dies war eine sehr schwere Zeit für mich. In der Ausübung eines Sports lernt man sehr viel, lernt Dinge über sich selbst und meistert Hindernisse und vor allem beginnt man, sich als Person mit der Sportart zu identifizieren, sie zu leben. Als mein Arzt mir das Ende dieses Lebensabschnitts klarmachte, war es für mich, als ob ein Teil von mir begraben wurde. Ich musste akzeptieren, dass ich nie wieder Gewichte heben würde und dass diese Etappe nun unwiederbringlich vorbei war. Diese Erkenntnis lastete schwer auf mir und ein Jahr hatte ich damit zu kämpfen, bis ich wirklich einsehen konnte, dass dieser Teil meines Lebens nun tatsächlich vorbei war, ich aber dankbar für die wertvollen Erfahrungen sein musste und sie zu schätzen hatte wie ein wertvolles Geschenk.

Ich lernte zu verlieren, ich lernte zu gewinnen, ich lernte zu kämpfen und mich für meine Ziele einzusetzen. Und genauso nahm ich mir vor, mein Leben fortzusetzen. Alles ist möglich und wenn sich eine Tür schließt, öffnet sich eine andere. Ich begann mir also eine Arbeit zu suchen und zwar in einem Feld, das mich schon immer interessierte, dem Fremdenverkehr. Ich wollte der Welt meine Heimat präsentieren und dies würde am besten über den Tourismus funktionieren, was mir auch gleichzeitig eine gute finanzielle Basis für meine Familie bieten würde. Am Familiengrundstück in San Pedro, einem Dorf 20 Minuten außerhalb von Tena, baute ich ein paar Bambushütten mit Strohdächern, die als einfache Unterkünfte für Gäste dienen sollten, und ein kleines Restaurant, in dem meine Schwester Spezialitäten der Region zubereiten sollte. Diese Arbeit war Neuland für mich, doch ich lernte schnell und das Geschäft wurde rasch ein Erfolg. Schon nach nur einem Jahr

hatte ich meine Stammkundschaft nicht nur aus Tena, sondern auch aus der Hauptstadt Quito.

Ich begann dann das Unternehmen zu vergrößern und veranstaltete auch abends Programme, vorerst nur für Freunde, doch schließlich ganz konkret, für jeden und jede, die sich fürs Wochenende ein paar Nächte voller Tanz und Spaß versprachen. Innerhalb kürzester Zeit waren meine Cabañas in aller Munde, doch nicht als Ort der Entspannung und des Urlaubs, sondern mein Zuhause wurde zu der Diskothek Tenas, in der man auch nach der offiziellen Sperrstunde noch feiern durfte. Ohne es eigentlich geplant zu haben, wurde ich Veranstalter des größten Partyevents der Provinz und so sehr ich auf der einen Seite meinen Erfolg genoss, fühlte ich mich andererseits unwohl mit dem Ansturm der Massen und den endlosen Partys. San Pedro selbst wurde natürlich auch in Mitleidenschaft gezogen. Lärmbelästigung, Streitereien und Alkoholvergiftungen nach Mitternacht waren in dem

kleinen Dorf am Wochenende bald Usus und ich fühlte mich dafür verantwortlich, doch mit einem Klientel von 300 Personen wurde es wirklich schwierig, auszusteigen. Jeden Tag erreichten mich Nachrichten, wann denn die nächste Party beginnen würde und ich suchte schließlich eine Möglichkeit, das Ganze zu beenden, um schlimmere Konsequenzen zu verhindern und um wieder an dem zu arbeiten, das mehr meinem wahren Ich entsprach. Doch der Druck der Partymeute war schwer zu bewältigen, bis der ganze Trubel schlussendlich in den Morgenstunden nach einer Veranstaltung in Autounfällen gipfelte und ich dann wirklich konsequent alles absagte, um weitere Probleme zu vermeiden.

Wie zu Beginn besann ich mich wieder auf Unterkunft und Restaurant und um den nervtötenden Massen auszuweichen, suchte ich müde und ein wenig verdrossen eine Chance, mich unsichtbar zu machen und einfach eine Zeit lang zu verschwin-

den. Ich wollte ausrasten, um mich wieder mehr auf mich selbst und meine eigentlichen Interessen, meine Kultur und den Regenwald zu konzentrieren. Als ich dann eines Abends zufällig einen Freund traf, der mir von einem Arbeitskollegen erzählte, der sich einer Expedition angeschlossen hatte, welche die Expedition von Francisco Orellana von 1541 wiederholen wollte, nämlich die Durchquerung Südamerikas, von Ozean zu Ozean, durch den überwältigenden und gefährlichen Dschungel, war ich sofort begeistert von dieser Idee. Die Geschichten meiner Großmutter erwachten von Neuem in mir und kaum, dass ich mich von meinem Freund verabschiedet hatte, surfte ich schon im Internet und suchte Informationen zu diesem Unternehmen, musste allerdings enttäuscht erkennen, dass das Team nicht nur bereits komplett war, sondern schon vor wenigen Tagen die Reise in Angriff genommen hatte. Mir blieb also nichts anderes übrig, als der Mannschaft per E-Mail Erfolg zu

wünschen und mich gleichzeitig zur Verfügung zu stellen, falls Hilfe benötigt wurde oder Unterkunft. Ich wurde auf die Warteliste gesetzt und führte meine Arbeit in den Cabañas fort, bis eines Tages um vier Uhr morgens das Telefon läutete und mein Abenteuer tatsächlich begann....